

# Frankenberger Tageblatt

Begründet 1842.

## Bezirks-Anzeiger

65. Jahrgang.

Amtsblatt für die Königliche Amtshauptmannschaft Illoha, das Königliche Amtsgericht und den Stadtrat zu Frankenberg i. Sa.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Hoffberg in Frankenberg i. Sa. — Druck und Verlag von G. O. Hoffberg in Frankenberg i. Sa.

**Erscheint an jedem Wochentag abends** für den folgenden Tag. Bezugspreis vierteljährlich 1 M 50 P, monatlich 50 P. Trägerlohn extra. — Einzelnummern laufenden Monats 5 P, früherer Monate 10 P. **Bestellungen** werden in unserer Geschäftsstelle, von den Boten und Ausgabestellen, sowie von allen Postanstalten Deutschlands und Oesterreichs angenommen. Nach dem Auslande Versand wöchentlich unter Kreuzband.

**Aufkündigungen** sind rechtzeitig anzugeben, und zwar größere Inserate bis 9 Uhr vormittags, kleinere bis spätestens 11 Uhr mittags des jeweiligen Ausgabestages. **Für Aufnahme von Anzeigen** an bestimmter Stelle kann eine Garantie nicht übernommen werden. **51. Telegramme:** Tageblatt Frankenberg/Illoha.

**Anzeigenpreis:** Die 5-gesp. Beilagen oder deren Raum 15 P, bei Lokal-Anzeigen 12 P; im amtlichen Teil pro Zeile 40 P; „Eingekauft“ im Redaktionsbüro 30 P. Für schwierigen und tabellarischen Satz Aufschlag, für Wiederholungsdruck Ermäßigung nach feststehendem Tarif. Für Nachweis und Offerten-Aannahme werden 20 P Extragebühr berechnet. **Inseraten-Aannahme** auch durch alle deutschen Annoncen-Expeditoren.

### Erst die Mittel, dann die Schiffe!

Das Reichsmarineministerium soll sich entschlossen haben, beim Reichstage eine Verklärung des Lebensalters der Schiffe zu beantragen, und zwar soll das Dienstalter der Linienschiffe von 26 auf 20 und das der Kreuzer von 20 auf 15 Jahre herabgesetzt werden. Nach dem in der Flottennovelle von 1906 aufgestellten Schiffbauplan von 1906—1917 sollen in diesen 12 Jahren gebaut werden 18 Linienschiffe (1 an der Vollaahl von 38 schlesische und 17 Ersatzbauten), 13 große Kreuzer (7 Ersatzbauten und 6 Vermehrungsbauten) und 24 kleine Kreuzer (1 noch ausstehender des Flottenjahres von 1899 und 23 Ersatzbauten). Wird die gedachte Herabsetzung des Lebensalters der Schiffe Gesetz, so wären dagegen von 1906—1917 zu bauen: 20 Linienschiffe, 16 große Kreuzer und 28 kleine Kreuzer. Der Gewinn der 12 Jahre, wird erklärt, betrage 2 Linienschiffe, 3 Panzerkreuzer und 4 kleine Kreuzer. Das sei durchaus nicht viel und schaffe für die nächsten 5—6 Jahre nur einen sehr mäßigen Gewinn heran, so daß für den großen Aufwand des Flottenneubaus an Mühe und Zeit eigentlich recht wenig erreicht sei. Gewiß, es ist ja ein Unterschied, ob wir im Jahre 1920 — dann sind erst die im Jahre 1917 auf Stapel gelegten Bauten verwendungsbereit — 20 Linienschiffe von 18000 Tonnen und 16 Panzerkreuzer von 15000 Tonnen haben, oder deren nur 18 bzw. 13, die 5 Schiffe mehr machen schon etwas aus. Auch wir meinen, daß die 14 bzw. 16 Jahre bis Ende 1920 eine sehr lange Zeit sind, und daß uns 1918 nichts nützt, was wir erst 1921 haben werden. In den nächsten Jahren müßte man schneller bauen, wenn man mit unserer Flotte vorwärts kommen wolle. 2 Linienschiffe, 3 Panzerkreuzer und 4 kleine Kreuzer in den nächsten 12 Jahren mehr bedeuten aber eine Mehrausgabe von 181 Millionen Mark. Woher nun die Kosten nehmen, solange das Geld knapp ist?

Für die Weiterentwicklung der Reichsmarine kann erst gewirkt werden nach Erledigung der Reichsfinanzreformfrage. Die Reichsregierung muß erst die geforderten Millionen haben, ehe an die Flottenfrage gedacht werden kann. Zunächst müssen wir Geld haben; dann erst kann man mit größter Energie für beschleunigten Flottenbau eintreten. Jetzt macht die Opposition bei neuen Flottenforderungen das Land wild durch den Hinweis, daß neue Schulden gemacht würden für die Flotte, daß aber für Kulturzwecke keine Mittel da wären. Erst die Finanzreform, ohne Finanzreform keine erfolgreiche Arbeit im Interesse der Flotte! Gerade diesen Gesichtspunkt haben die Schwärmer im deutschen Flottenverein bei Einleitung der Agitation für vermehrten bzw. beschleunigten Bau von Schiffen außer Acht gelassen. Und das ist der größte Fehler, den der Flottenverein machen konnte, um seiner ganz gewiß von besten Grundrissen aus geleiteten Agitation die Kraft zu nehmen. Die Regierungsauslage, die so viele Bekämpfer fand, bewegte sich in bescheidenem Rahmen. Man wußte eben im Reichsmarineministerium recht gut, warum man nur das forderte, was unbedingt nötig war zur Sicherung des Friedens. Was will man mit Forderungen anfangen, wenn keine Mittel vorhanden sind, um sie erfüllen zu können?

### Vom Reichstag.

36. Sitzung am 7. Februar 1906.

Die Sozialdemokraten haben einen Antrag eingebracht, der für alle Bundesstaaten und für das Reichsland eine aus dem allgemeinen gleichen und unmittelbaren Wahlrecht hervorgegangene Volksvertretung verlangt. Bernstein wird ins Treffen geschickt, diesen Antrag zu begründen und seinen Hören die Schlechtigkeit der Welt zu Gemüte zu führen. Durch Bernsteins Rede war der hanseatische Besandte Klugmann so gereizt, daß er eine — im Verhältnis zu seinem sonst sehr ruhigen Temperament — recht erregte Rede hielt, von Freiheit des Schimpfens sprach und auf der äußersten Linken einen Organsabbat von Zwischenrufen und unartikulierten Lauten hervorrief. Graf Hompesch erklärte den Reichstag für inkompetent in der Frage; sollte der Bundesrat die Zuständigkeit des Reichs erweitern wollen, so hätte das Zentrum nichts dagegen. v. Normann hielt den Reichstag nicht für kompetent, ebenso Bassermann, der aber das Wahlrecht in vielen Bundesstaaten für reformbedürftig erklärte. So wurde also auch dieser Tag, was vorauszusehen war, mit zwecklosen Reden hingebracht.

Zur Beratung steht der von der sozialdemokratischen Fraktion am 2. Dezember 1905 eingebrachte Gesetzentwurf, durch welchen dem Artikel 3 der Verfassung des Deutschen Reichs folgender Zusatz gegeben werden soll:

„In jedem Bundesstaat und in Elb- und Holsteinen muß eine auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechtes gewählte Vertretung bestehen. Das Recht zu wählen und gewählt zu werden, haben alle über 20 Jahre alten Reichsbürger ohne Unterschied des Geschlechts in dem Bundesstaate, in dem sie ihren Wohnsitz haben. Die Zustimmung dieser Vertretung ist zu jedem Bundesgesetz und zur Feststellung des Staatshaushaltsetats erforderlich.“

Bernstein (Soz.) begründet den Antrag und geht dabei auf die Verhältnisse in den Einzelstaaten ein, zunächst in Sachsen, Elberfeld, Hamburg, Preußen, von Waldock und Braunshweig abgesehen, das schlechteste Wahlrecht in Deutschland. Redner geht dann auf die sozialdemokratischen Wahlrechtsdemonstrationen und auf die russische Revolution ein, die eine Notwendigkeit für das russische Volk geworden sei.

Der hanseatische Bundesratsbevollmächtigte Klugmann protestiert entschieden, fortwährend von den Sozialdemokraten durch stürmische Zurufe, Gelächter und Spottrufe unterbrochen, gegen die Beledigungen, die Bernstein gegen die Hansestädte vorgebracht habe. Bernstein übernehme auf seine Partei die Brutalitäten, die in Hamburg vorgekommen seien. Darüber zu urteilen, ob das Vorgehen der hamburgischen Behörden richtig war, habe der Reichstag kein Recht. In der Lübecker Bürgerschaft kamen erst die Sozialdemokraten infolge des Wahlrechts, das Bernstein vorurteilt.

Hompesch (Zentr.) verliest eine Erklärung, die besagt, die Gestaltung des Wahlrechts in den Einzelstaaten gehöre zu der Zuständigkeit der letzteren. Der Reichstag könne nicht die Ini-

tiation ergreifen. Wenn aber der Bundesrat einen beglücklichen Gesetzentwurf vorlege, dann werde ihm das Zentrum zustimmen. v. Normann (Konf.) erklärt, die Konservationen bestreiten die Zuständigkeit des Reichs und lehnen daher den Antrag ab.

Bassermann (natl.) erklärt, auch die Nationalliberalen lehnen den Antrag ab. Das Wahlrecht sei in vielen Einzelstaaten reformbedürftig, aber das Reich sei nicht zuständig.

Trarzer (fr. Sp.) meint, das Reich sei in der vorliegenden Frage doch kompetent. Seine Partei sei immer für die Ausgestaltung des Wahlrechts in den Einzelstaaten eingetreten.

Graf Posadowsky: Ich glaube, Bismarck, der das allgemeine Wahlrecht in Frankreich kennen gelernt, hat bei dessen Anwendung auf das deutsche Volk einen Rechenfehler gemacht. Bismarck hoffte, die Demokratie dauernd überwunden zu haben, und glaubte, daß, wie in Frankreich, die Volksvertretung unter allen Umständen die notwendigen Mittel für die Landesverteidigung bewilligen würde. Ich habe selbst mit Fürst Hohenhausen zusammen mit unseren Vorkriegern in der dritten Klasse gewohnt und habe mich dabei nicht im mindesten degradiert gefühlt. (Widerspruch links.) Freilich liegt eine gewisse Dissonanz in der Verschiedenheit der persönlichen und des Reichstagswahlrechts. Daß jemals die äußerste Linke eine Reichstagsmehrheit erlangen könnte, glaube ich nicht.

Kreudt (Sp.) lehnt den Antrag der Sozialdemokraten ab. Vermutlich sei, daß Graf Posadowsky zu diesem Initiationsantrag das Wort ergriffen habe.

Graf Posadowsky entgegnet, die Reichsregierung hätte angeht die sozialdemokratische Agitation ein dringendes Interesse, sich zu äußern. Im übrigen lasse sie sich nicht vorschreiben, wann sie das Wort zu nehmen habe.

Delfor (Bl.) spricht sich gegen das Wahlrecht der Frauen und gegen die Herabsetzung der Wahlmündigkeit auf das 20. Lebensjahr aus.

Darauf verlegt sich das Haus auf Donnerstag. Fortsetzung der Staatsdebatte.

\* Berlin. Die Budgetkommission des Reichstages begann die Beratung des Etats für Ostpreußen. Im Laufe der Debatte bemerkte Geheimrat Seig, der durch den Zustand in Ostpreußen entstandenen Schaden sei auf 150000 M. geschätzt worden und werde sich wohl schließlich noch höher stellen. Falls der Etat dieses Schadens nicht von Eingeborenen gefordert werden könne, werde die Regierung seinerzeit an den Reichstag herantreten.

### Vom Landtag.

zw. Die Erste Kammer überwiegt in ihrer gestrigen 23. öffentlichen Sitzung die Petition der „Freien Vereinigung Kampfgewerksamen von 1870/71“ um Staatssteuererlass für diejenigen Betreuer, deren Einkommen 1200 Mark jährlich nicht übersteigt, der Königl. Staatsregierung zur Erwägung. Die Petitionen des Bauunternehmers Max Schlimmermann in Jöndau um Abänderung des § 15 des Einkommensteuergesetzes, des Bürgervereins und des Verkehrsvereins zu Rosten um Verlegung einer staatlichen Anstalt nach Rosten, und des Rostig Aiel in Dresden um Zurückstellung einer Rantion von 8000 Mark ließ das Haus auf Antrag

### Das Majorat.

Roman von Ewald August Rönig.

(28. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.) Der Bankier hatte sein Glas noch immer zum Anstoßen hingehalten, aber da der Baron deutlich zehnte, daß er keine Notiz davon nehmen wollte, trank er aus, und er stellte es so heftig auf den Tisch, daß es klirrte.

„Anfragen?“ erwiderte er. „Ich habe keine entdeckt, wir waren alle leichsinnige Pflanz, und an die Katastrophe, die der Geschichte so bläplich ein Ende machte, dachte niemand. Sie griffen Schmidlein an, Sie beschuldigten ihn, er spielte mit gefährlichen Karten.“

„Und daß diese Beschuldigung begründet war, wissen Sie! Wer raunte mir den Verdacht ins Ohr? Wer gab mir die Waffe in die Hand? Sie! Mit der Faust hätte ich den Schurken niedergeschlagen, aber auch dazu würde es nicht gekommen sein, wenn die, welche sich meine Freunde nannten, mir treu geblieben wären! Aber wie konnte ich Treue von denen erwarten, die erkaufte waren, um mich zu verderben?“

„Sie sind erbittert, Baron.“ „Schweigen Sie!“ fuhr Dagobert auf. „Ich an Ihrer Stelle würde nicht gewagt haben, dem Manne noch einmal gegenüber zu treten, den ich so schmächtig verriet! Nachdem Schmidlein mir darüber alles gebelchelt hat, können Sie die Maske der Freundschaft nicht mehr vorbinden, nicht noch einmal mich betrügen.“

Der Bankier ließ das Vorgehen von der Nase fallen, ein böser, lächerlicher Zug umspielte seine Mundwinkel, er erkannte jetzt, daß dieser Versuch fehlgeschlagen war.

„Sie werden beleidigend, ohne einen Grund dazu zu haben“, sagte er. „Das Schmidlein Ihnen gesagt hat, weiß ich natürlich nicht, aber es sieht ihm ähnlich, daß er alle Schuld von sich abwälzte, um sie andern in die Schuhe zu schieben. Wenn Sie einem Schurken Glauben schenken wollten, so ist das freilich Ihre Sache.“

„Genug!“ unterbrach Dagobert ihn. „Sie verstehen mich, Sie wissen sehr genau, was ich mit jenen Worten sagen will.“ „Ganz und gar nicht, Herr Baron.“ „Wußt ich es Ihnen noch deutlicher sagen? Sie übernahmen

es damals auf Befehl Ihres Vaters, mich zum Spiel zu verführen, Sie führten die Katastrophe herbei, um mich zur Flucht zu zwingen, und Sie bedauerten dabei nur, daß ich meinen Gegner nicht getötet hätte.“

„Das ist alles unwahr!“ „Das ist alles Wahrheit, mein Herr, und mag auch jeder-mann Sie für einen Ehrenmann halten, ich sage Ihnen ins Gesicht, daß Sie ein Schurke sind.“

„Herr Baron!“ rief Eduard, von seinem Stuhl empor-fahrend und eine Fülle von Haß blühte in seinen Augen. „Sie wagten dies!“

„Nicht mehr, als ich verantworten kann“, erwiderte der erstere. „Wenn Sie jetzt nicht das Zimmer räumen, so werde ich es verlassen, an demselben Tisch mag ich nicht mit Ihnen sitzen.“

Der Bankier war todbleich geworden, er griff nach der Lehne seines Stuhles, um einen Stützpunkt zu suchen.

„Ich werde natürlich gehen“, sagte er mit heiserer Stimme, „nach solchen Beledigungen kann auch ich nicht mehr freundschaftlich mit Ihnen verkehren. Aber ich muß Sie doch darauf aufmerksam machen, daß es nicht ehrenhaft ist, Beledigungen anzunehmen, die jeder Begründung entbehren, und darum auch nicht beweisen werden können. Sie fügen sich dabei auf die Aussagen eines Schurken, der diese Verleumdungen wohl nur deshalb ausgesprochen hat, um einige Beteiligte zu erpressen; ich würde mich des Bündnisses mit einem solchen Verräther schämen.“

„Haben Sie sich seiner geschämt, als es galt, durch dieses Bündnis mich um mein Erbe zu bringen?“ rief Dagobert, dem das Blut nun auch heiß in die Stirne flog. „Sie fordern Ver- weise, ich werde Sie Ihnen geben können, sobald ich die Verwaltungsbücher Ihres Vaters durchgesehen habe, ich hoffe gwerflich, daß der Staatsanwalt sich noch mit dieser Angelegenheit beschäftigen wird.“

Eduard hatte seinen Hut genommen, er füllte noch einmal sein Glas und führte es mit zitternder Hand zum Munde.

„Sie werden noch einmal bereuen, mir diese Worte gesagt zu haben“, erwiderte er. „Wenn Sie noch einmal eines Freundes bedürfen, werden Sie vergeblich nach ihm umhauen.“

„So wird ich auch den Wert eines Freundes zu schätzen weiß, Sie würde ich nie wieder mit meinem Vertrauen beehren“, unterbrach der Baron ihn scharf, „ich habe nur noch eine Bitte an Sie, befreien Sie mich von Ihrer Gegenwart.“

„Ich habe dasselbe Recht, wie Sie, hier zu weilen“, erwiderte der Bankier, „aber als friedliebender Mann weiche ich dem Volktrou, ich hoffe, wir werden uns an einem anderen Orte noch einmal begegnen.“

Dann verließ er das Gemach, ohne Dagobert eines Abschiedsgrüßes zu würdigen.

9. Kapitel. Gewaltig tobte der Haß in der Seele Eduards, so heiß und ungeschwächt war ihm noch nie die Wahrheit gesagt worden.

Er hatte nicht erwartet, daß Baron Dagobert in seine Intrigen eingeweiht sein würde, und darum gelaubt, sich auf die frühere Freundschaft berufen zu dürfen; ihm war die Wiederan- knüpfung der damaligen Verhältnisse so leicht erschienen, und nun mußte er diese herben Erfahrungen machen!

Das Wort Schurke war ihm ins Gesicht geschleudert worden, die größten Beledigungen hatte er sich gefallen lassen müssen, jetzt argerte es ihn, daß er nicht energischer dagegen auf- getreten war.

Nur an Rache dachte Eduard noch; niedertreten und ver- nichten wollte er den Mann, den er geliebt hatte.

Wie aber konnte er diese Absicht erreichen? Vergeblich ger- brach er sich den Kopf darüber, während er den Weg zu dem Hotel, in dem er wohnte, verlor; er fand keine befriedigende Antwort auf diese Frage.

Er selbst konnte nach dieser Niederlage nichts mehr unter- nehmen, die ihm widerfahrne Schmach machte jeden weiteren Versuch einer Annäherung unmöglich, eine andere Person müßte für ihn in den Ring treten, die Person aber, der man volles Ver- trauen schenken dürfte, war schwer zu finden.

Der Bankier hatte die Frage noch nicht gelöst, als er das Hotel erreichte; noch immer in Brüten darüber verfunken, trat er in den Speisesaal, in dem die Gäste schon mit der Suppe be- schäftigt waren.

Er hatte sich kaum auf seinen Sitz niedergelassen, als sein Blick auf einen elegant gekleideten Herrn fiel, der ihm gegen- überlag.

Strohfarbnes Haar bedeckte das schmale Haupt, strohfarben war auch der lange Vadenbart, der nach englischem Schnitt lang hinunterfiel, das etwas bleiche, intelligente Gesicht umrahmte, (Fortsetzung folgt.)